

Tragweite und Grenzen erfahrungswissenschaftlicher Aussagen - Ein Physiker spricht über Gott

Prof. Dr. Peter. C. Hägele

Peter Cornelius Hägele ist Professor für Physik an der Universität Ulm und dort hauptsächlich auf dem Gebiet Polymere tätig.

Er ist Mitglied der Akademikerarbeit in der SMD und arbeitet seit etlichen Jahren intensiv in der Fachgruppe „Naturwissenschaftler“ mit, in der es um die Beziehungen zwischen Glaube und Naturwissenschaft geht.

Peter C. Hägele ist 44 Jahre alt, verheiratet und hat vier Kinder.

Der folgende Aufsatz ist nach einem Vortrag mit dem Titel „Ein Physiker spricht über Gott“ entstanden, den Prof. Hägele am 6. 11. 1984 in der Universität Karlsruhe hielt.

Vorbemerkungen

Ein Physiker spricht über Gott: Ich möchte nicht über irgendeinen Gottesbegriff reden, sondern über den Gott, wie er den Menschen in den Schriften des Alten und Neuen Testaments bezeugt ist. Und ich möchte klarstellen, dass ich hier als Christ Position beziehe. Macht mich das voreingenommen? Bedenken wir, dass wir uns zwar bemühen können, vorurteilsfrei miteinander zu sprechen, nicht aber voraussetzungsfrei! Jeder von uns geht von bestimmten Grundannahmen, Grundüberzeugungen aus. Und ich meine: je klarer solche Denkvoraussetzungen genannt werden, desto leichter ist ein fruchtbares Gespräch möglich.

Beginnen wir mit der Frage, ob das überhaupt ohne Bruch möglich ist, Physiker-Sein und Christ-Sein. Der Apostel Paulus hat einmal an die Gemeinde in Korinth geschrieben (1. Korinther 14,20): „Ihr Brüder, werdet nicht Kinder im Denken, sondern in der Bosheit seid unmündig, im Denken aber werdet vollkommen!“ Hier wird eindeutig das Missverständnis ausgeräumt, dass Christen Leute seien, die dort, wo der Glaube anfängt, das Denken abschalten. Ganz und gar nicht. Wir werden im Gegenteil aufgefordert, auch im Denken vollkommen zu werden!

Unterziehen wir uns also einmal der Mühe, einige der heute tief verwurzelten Meinungen zu prüfen. Da gibt es zum Beispiel die Meinung, dass die Erkenntnisse der Naturwissenschaft den biblischen Aussagen widersprechen - insbesondere der Vorstellung eines lebendigen und womöglich in das Geschehen eingreifenden Gottes. Oder die Ansicht: Die Physik hat Gott ja gar nicht nötig! In der Methodik der Naturwissenschaften kommt Gott nicht vor, und dieser sogenannte „methodische Atheismus“ funktioniert offensichtlich. ja, er funktioniert sogar so erfolgreich, dass wiederholt versucht wurde, diese Art, Wissenschaft zu betreiben, auf alle möglichen Bereiche des Lebens zu übertragen.

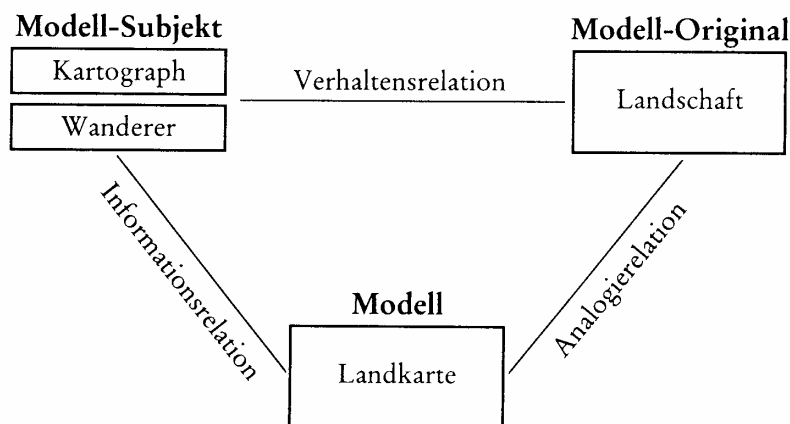
Viele sehen in der Entwicklung der Naturwissenschaften eine fortschreitende Verdrängung Gottes. Sie erinnern dabei an Phänomene wie Blitz und Donner, zu deren Erklärung heute eben keine Götter mehr benötigt werden. Und es scheint, als ob das Reden von Gott heute bestenfalls noch Lücken ausfüllt, die sich mit fortschreitender Erkenntnis wissenschaftlich-rational schließen werden.

Also, folgern viele daraus, wird es wohl nur eine Frage der Zeit sein, bis die Erfahrungswissenschaften sämtliche Bereiche unserer Wirklichkeit überdecken und Gott vollends an den Rand drängen werden. Folgt aus dem methodischen Atheismus dann nicht zwangsläufig ein „dogmatischer Atheismus“? Wird damit der Gottesglaube nicht überflüssig? Ich möchte zeigen, dass dies keineswegs der Fall ist, und zwar gerade dadurch, dass ich in groben Zügen die Methodik

der Erfahrungswissenschaften vorstelle. (Spezielle Probleme der Mikrophysik möchte ich hierbei übergehen.)

Die Methodik des Naturwissenschaftlers

Wie gehen die Naturwissenschaftler also vor? Vereinfachend kann man von zwei Schritten reden. Im ersten Schritt werden Beobachtungen gemacht. Mit arrangierten Experimenten stellen wir - ausgehend von einer Erwartung, von einem Vorverständnis - Fragen an die Natur. Die Experimente ergeben Protokolle, Beschreibungen, Tabellen, Daten. Und nun folgt ein wesentlicher zweiter Schritt: Wir bleiben nicht stehen bei Beschreibungen und Zahlenkolonnen, sondern versuchen, das Gesetzmäßige, das sich Wiederholende herauszuarbeiten und in handlicher, griffiger Weise zusammenzufassen und darzustellen. Wir machen uns Bilder, oder wie man gerne sagt, Modelle des Naturgeschehens.



Einige Eigenschaften erfahrungswissenschaftlicher Modelle:

1. Ein Modell ist ein Modell *von* etwas, es bildet ab
2. Ein Modell ist nicht identisch mit dem abgebildeten Original
3. Ein Modell ist Modell *für* jemanden zu einem *Zweck*
4. Ein Modell ist wahr, soweit es sich bewährt
5. Ein Modell bildet nicht alle Merkmale des Originals ab

Bild 1: Erläuterungen des Begriffs ›Modell‹
am Beispiel ›Landkarte‹

In Bild 1 wird dieser Begriff des Modells näher erläutert. Ein Modell steht in Relation zu einem Original oder Objekt, das abgebildet werden soll, und zu einem Subjekt, das heißt zu demjenigen, der ein Modell herstellt oder benutzt. Nehmen wir an, das Modell-Original sei eine Landschaft (Bild 1), von der ein Kartograph ein Modell in Form einer Landkarte erstellt. Nun, zunächst wird dieser Kartograph Daten aufnehmen und in Tabellen eintragen. Mit solchen Tabellen könnte aber ein Autofahrer oder Wanderer wenig anfangen. Also erstellt er ein Modell: eine Landkarte. Im Grunde gehen die Naturwissenschaftler genauso vor. Das Material ihrer Modelle ist allerdings selten so anschaulich wie eine Karte aus

Papier und Druckfarben mit ihren leicht verständlichen Symbolen. In den Naturwissenschaften verwenden wir häufig das abstrakte Material „Mathematik“, und die Modelle sind Formeln, Gleichungen und Theorien. Aber wer gelernt hat, mit diesem Material umzugehen, wird in ganz entsprechender Weise in der Lage sein, sich in dem abgebildeten Naturbereich zurechtzufinden. Er wird damit einen Planetenstand oder eine chemische Reaktion vorausberechnen können, oder auch in der Lage sein, eine Brücke zu dimensionieren und einen Motor zu konstruieren. Modelle geben oft Anlass zu neuen Fragestellungen, und dann wiederholen sich die beiden geschilderten Schritte. Auf diese Weise wächst die naturwissenschaftliche Erkenntnis.

Aber auch im sprachlichen Bereich werden Bilder, ja Modelle verwendet. Die Theologen sprechen hier von Gleichnissen.

Ganz kurz seien nun einige Merkmale solcher erfahrungswissenschaftlicher Modelle aufgezählt, soweit sie für unser Thema wichtig sind (Bild 1). Zunächst: Ein Modell bildet etwas ab. Die Landkarte etwa bildet die Landschaft ab. Wir rechnen damit, dass unsere Modelle „gedeckt“ sind, dass eine Wirklichkeit, eine Wirksamkeit, hinter ihnen steht. Die Wirklichkeit, die hinter den Modellen steht, ist die Wirklichkeit von Raum, Zeit und Materie, wie der Physiker sagt. Eine Wirklichkeit, die nicht diesen Kategorien angehört, entzieht sich dem Experiment und ist der naturwissenschaftlichen Methodik prinzipiell nicht zugänglich. Wenn der Naturwissenschaftler auf die Aussage „Gott wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann“, antwortete, das könne es gar nicht geben, so würde er mit dieser Negation den Rahmen seiner Methodik unzulässig überschreiten. Über Wirklichkeiten, die den Kategorien Raum, Zeit und Materie nicht angehören, kann der Naturwissenschaftler im Rahmen seiner Methodik keine Aussagen machen, auch keine negativen!

Die zweite Eigenschaft eines Modells (Bild 1), dass es nie identisch ist mit dem abgebildeten Original, ist nicht immer so offensichtlich wie bei der Landkarte.

Noch bedenkenswerter ist, dass ein Modell immer Modell für jemanden zu einem bestimmten Zweck ist.

Eine Autokarte verzeichnet von der selben Landschaft anderes als eine Wanderkarte, und sowohl die subjektive Komponente bei der Auswahl des Darstellungswertes wie die pragmatische Komponente im Blick auf die Brauchbarkeit für den Benutzer können das Modell wesentlich verändern. Diese subjektive Einfärbung ist legitim. Wir müssen aber um die Gefahren wissen, die sich durch einseitige, verzerrte, ideologisierte Darstellungen der Wirklichkeit ergeben können. Modelle sind nie vollständig (Bild 1). Eine Landkarte, die jedes Detail, jeden Stein abbilden würde, wäre für den Autofahrer wie für den Wanderer unbrauchbar. Diese Einschränkung aber ist von prinzipieller Natur: Offenbar gelingt unsere Naturbeschreibung immer nur unvollständig, nur angenähert. Daher sprechen Naturwissenschaftler auch selten vom Begriff der Wahrheit. Man spricht eher von der Brauchbarkeit oder Zweckmäßigkeit von Modellen. Soweit das Modell funktioniert und sich bewährt, sehen wir es als „wahr“ an. Wenn neue Fakten, neue Daten hinzukommen, muss das Modell unter Umständen verändert oder sogar durch ein neues ersetzt werden.

Hier wird schon deutlich, dass wir uns im Bereich der Naturwissenschaften mit einem recht bescheidenen Wahrheitskriterium zufrieden geben müssen, einem Kriterium, das sehr weit entfernt ist von aller Absolutheit. Und man könnte bereits hier vorausgreifend fragen: Können wir unsere Existenz, unser Leben, auf derartige Modellbildungen eigentlich gründen? Auf Modelle, die von heute auf morgen durch neue Fakten abgeändert werden können oder müssen?

Des Weiteren sind erfahrungswissenschaftliche Modelle durch Absprache eingegrenzt auf das Gesetzmäßige. Nur reproduzierbare Eigenschaften dürfen in das Modell übernommen werden. Das heißt aber, methodisch gesprochen, dass über singuläre, zum Beispiel historische, Ereignisse streng genommen keine naturwissenschaftlichen Aussagen gemacht werden dürfen. Ein Naturwissenschaftler kann somit beispielsweise über Wunder keine Aussagen machen, weder positive noch negative, er würde sonst seinen methodischen Rahmen überschreiten.

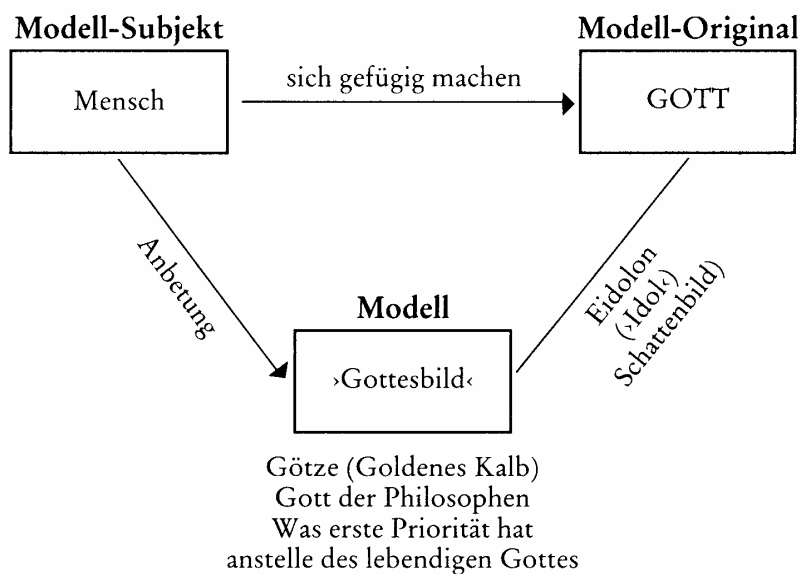
Der bereits erwähnte „Funktionsaspekt“ von Modellen hat eine weitere wichtige Einschränkung zur Folge: Unsere Experimente und daraus resultierende Modelle geben nur Antwort auf Wie-Fragen: Wie fällt ein Stein? Wie breiten sich Wellen aus? Wie wirkt ein Medikament? Andersartige Fragen können von der Naturwissenschaft her nicht, und zwar prinzipiell nicht, beantwortet werden.

Hierher gehören Warum- und Wozu-Fragen und vor allem wertende Fragen wie: Darf man, soll man dies oder jenes tun? Man könnte das aufzeigen an der Kernenergie- oder Weltraumbewaffnungsfrage. Hierzu kann der Naturwissenschaftler durchaus Daten liefern, aber zur eigentlichen ethischen Entscheidung mit seiner Methodik nicht beitragen. Ebenso muss er die Antwort auf die Frage nach dem „Wesen“ der Dinge schuldig bleiben, etwa die Frage: Was ist eigentlich Elektrizität oder Schwerkraft?, oder erst recht auf die persönlichen Fragen: Wozu soll ich studieren, wozu Forschung treiben?, Warum bin gerade ich arbeitslos?

Diese Beispiele sollen verdeutlichen, dass die Gesamtheit der Modelle, das „Naturbild“, das sie zu geben versuchen, nur Teilaussagen über die Wirklichkeit erlauben, die auf das Beobachtbare, das Gesetzmäßige und das Funktionale beschränkt sind. Der (inzwischen etwas gedämpfte) Optimismus, es sei nur eine Frage der Zeit, bis die Wissenschaft „alles erklärt“ habe, ist also bereits von ihrer Methodik her völlig unbegründet. Vielleicht zeichnet sich hier auch eine Antwort auf das eingangs geschilderte Problem des methodischen Atheismus ab. Dass Gott in unseren speziellen Funktionsmodellen nicht unmittelbar vorkommt, ist im Grunde nicht verwunderlich: Er wäre hier benützt als Lückenbüßer für Unverstandenes, als Mittel zum Zwecke der Erklärung von Funktionszusammenhängen, als Magie!

Gottesbilder und personale Modelle

Es ist eine Erfahrung, dass wir Menschen Antworten auf umfassendere Fragen brauchen, als die Naturwissenschaften stellen und beantworten können. Der Mensch braucht sinn- und zielsetzende Antworten. Er fühlt sich nicht geborgen und zu Hause in dem Naturbild der Wissenschaften mit dem bescheidenen Wahrheitskriterium ihrer Funktionsmodelle. Wie kommen wir aber vom Naturbild zu umfassenderen Aussagen, zu einem „Weltbild“?



»Du sollst dir kein Gottesbild machen,... denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott...« (2. Mose 20,4ff.; vgl. auch 5. Mose 5,8; 5. Mose 27,15; 2. Könige 11; 17f.; 5. Mose 4,16; Römer 1,23)

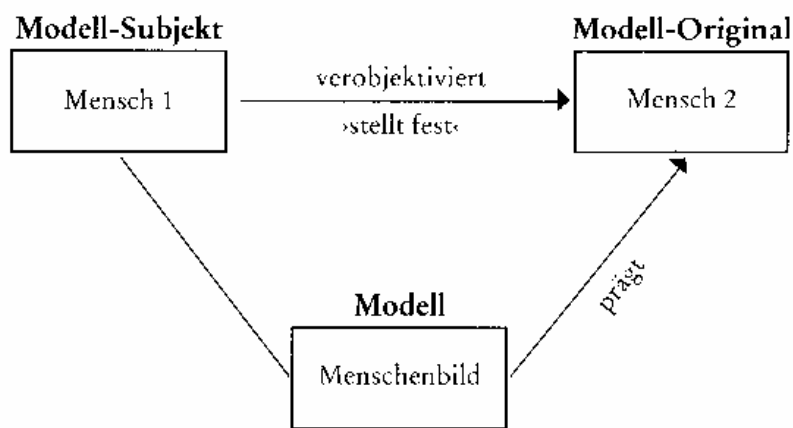
Bild 2: Zum Bilderverbot der Bibel

stoße, Fachleute, die Erfahrungen haben, befragen und ein Quellenstudium betreiben. In der Frage nach Gott ist - so sagen die Christen - die Bibel die entscheidende Quelle. Und hier lese ich nun im Alten Testament (2. Mose 20): „Du sollst dir kein Gottesbild machen... Du sollst solche Bilder nicht anbeten und ihnen nicht dienen; denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott...“. Das ist überraschend (Bild 2). Ich suche nach einem umfassenderen Bild, und hier wird mir nicht nur kein Bild gegeben, sondern sogar die Methode des Bildermachens verboten!

Zunächst ist aus dem bisher Gesagten festzuhalten, dass dafür ein Freiraum besteht, der prinzipiell nicht von wissenschaftlichen Aussagen gefüllt werden kann. Hier bieten sich bekanntlich Philosophien an, Weltanschauungen, Religionen und - nicht zuletzt - der christliche Glaube. Hier, wo es wesentlich auch um meine Existenz geht, stellt sich die Frage der Wahrheit ja noch dringlicher. Wenn hier Aussagen, Bilder, Modelle über „Gott und die Welt“ gemacht werden -, sind diese Bilder gedeckt? Steht eine Wirklichkeit dahinter? Oder handelt es sich im Hirngespinnste, um menschliche Projektionen an den Himmel? Als Physiker werde ich, wenn ich auf ein neues Problem

Hier begegnet mir eine Autorität und redet mich an: „Du sollst ...“. Dabei wird mir ein wesentliches Stück meiner Methodik - das Bildermachen - aus der Hand geschlagen. Wie sollen wir hier weiterkommen, wenn doch unser Erkennen so wesentlich mit dem Bildermachen verknüpft ist? Mir half zum Verständnis dieses Bilderverbots der kleine Umweg über „Bilder“ - also Modelle - im zwischenmenschlichen Bereich (Bild 3).

Offensichtlich ist der Mensch - wenigstens ein Stück weit - Objekt der Wissenschaften. Ein Arzt macht sich ein Bild von einem Patienten durch Befragung, Röntgenaufnahmen, Blutdruckmessung. Ein Personalchef wird bei einem Bewerber zu diesem Zweck einen psychologischen Test durchführen. Auch im alltäglichen Umgang machen wir Bilder, Modelle voneinander. Unsere Sprache verrät uns da einiges. Wenn wir etwa von jemand sagen, er sei „unberechenbar“, so heißt das ja eigentlich, dass wir gewöhnt sind, unsere Mitmenschen zu berechnen.



- Mensch zum Teil Objekt der Wissenschaften (modellierbar)

Kybernetik: datenverarbeitendes System
 Biologie: Säugetier
 Soziologie: Rollenträger

- Mensch im alltäglichen Umgang zum Teil »berechenbar«
 Probleme:

- extreme Aspekthaftigkeit, »nichts-als«-Aussagen
- Mensch kann sich der Modellierung entziehen
- starre, einseitige, lieblose Modelle; Vorurteile
- Modell, Bild wirkt zurück, prägt
- komplementär zur Modellierung: Begegnung

Bild 3: Modelle vom Menschen

Die Erstellung und Verwendung von Bildern zwischen Menschen ist viel problematischer als etwa in der Physik. Ein Mensch hat - ganz anders als ein totes Stück Materie - die Möglichkeit, sich zu verschließen, sich nur teilweise einer Modellierung preiszugeben. Damit besteht die Gefahr, dass mein Bild des anderen einseitig, starr, fragmentarisch, ja geradezu lieblos wird. Hierhin gehören auch die Gefahren des Vorurteils sowie der Rückwirkung des Bildes auf den Abgebildeten. Der Ausspruch: „Aus Dir wird ja doch nichts“ kann dazu beitragen, dass der Sprecher recht behält. Zusammenhänge dieser Art sind in der Literatur - zum Beispiel bei Max Frisch und Bertolt Brecht - eindrucksvoll dargestellt worden.

Aber vor allem widerspricht diese verobjektivierende Modellmethodik dem grundlegenden Element des Zwischenmenschlichen, dem Element der Begegnung. Eine Begegnung geschieht ja zwischen Gleichrangigen. In jeder echten Begegnung bin ich engagiert und lasse mich engagieren. Wenn ich mich hier in die Rolle des Beobachters und Bildermachers begeben, schaffe ich Distanz und mache den anderen zum Objekt. Ich zerstöre die Begegnung.

Es treten hier also Grenzen zusätzlich zu denen der wissenschaftlichen Methodik, die ich als Physiker gelernt habe, auf; Grenzen, die uns auch besser verstehen lehren, worum es in dem Bilderverbot der Bibel geht: Wenn die Rangunterscheidung in Subjekt und Objekt bereits im Zwischenmenschlichen nicht angemessen ist, um wieviel problematischer muss sie in bezug auf unser Gottesbild sein! Die Bibel nennt diese Bilder Eidola, also Idole oder Götzenbilder, Schattenbilder, weil sie sich zwischen den Menschen und den lebendigen Gott schieben und damit zerstören, was Gott wollte: Unmittelbare Gemeinschaft!

Mit Bildern versucht man, Gott „in den Griff zu bekommen“ - ganz ähnlich, wie wir Naturwissenschaftler durch unsere Modelle versuchen, die Natur in den Griff zu bekommen. Dabei sollten wir uns bewusst sein, dass es sehr viel subtilere und erhabenere Götzenbilder gibt als das „Goldene Kalb“ (Bild 2). Der französische Mathematiker Blaise Pascal berichtet in seinem „Memorial“ von seiner Gottesbegegnung: „‘Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs‘, nicht der Philosophen und Gelehrten.“ Ihm begegnete also nicht eine gedanklich-philosophische Konstruktion - ein Schattenbild -, sondern der Gott, der sich schon in der Geschichte als lebendig wirkend erwiesen hat.

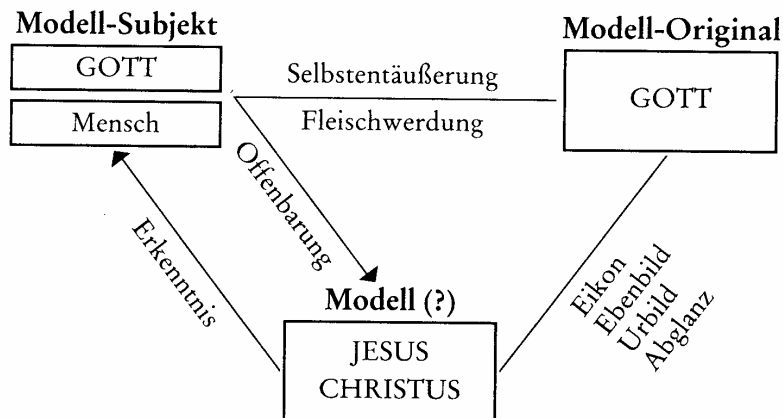
Mir selber hat es geholfen, mich zu fragen: Was steigt da überhaupt in mir hoch, wenn das Wort „Gott“ fällt? Zu solchem Fragen möchte ich auch Sie anregen: Ist Gott für Sie vielleicht nicht mehr als die nörgelnde Stimme des Gewissens, eine Art Spielverderber? Haben Sie vielleicht als Überbleibsel eines unglücklichen Elternbildes eine unbewusste Autoritätsangst auf Gott übertragen? Ist Ihr Gott zu erhaben, als dass er sich um ein einzelnes Menschenleben kümmern könnte? Ist Ihr Gott für Sie lediglich ein Ordnungsprinzip, eine unpersönliche Kraft? Ist Ihr Gott der sogenannte „Uhrmachergott“, der die Welt vor langer Zeit einmal in Gang gesetzt hat, jetzt aber in das angeblich automatisch ablaufende Geschehen nicht mehr eingreift? Wie gesagt, vielleicht fragen auch Sie sich einmal nach der Herkunft Ihrer Gottesbilder, denn alle diese Bilder sind Karikaturen eines Gottes aus zweiter Hand, übernommen von Menschen, die selber keine persönliche Beziehung zu einem lebendigen Gott haben.

Das Bild, das Gott selber gibt

Nun wird uns also solches Bildermachen verboten. Aber wir können doch gar nicht anders als bildhaft, modellhaft denken und reden. Müssen wir deshalb schweigen von diesem Gott? Manche biblische Aussagen scheinen in diese Richtung zu weisen, wenn es heißt, Gott sei unerforschlich, Gott wohne in einem unzugänglichen Licht, seine Gedanken seien nicht unsere Gedanken. Wenn wir aber näher hinhören, dann merken wir, dass sich uns hier offensichtlich eine Person bekannt macht, denn wer anders als eine Person kann wohnen, Gedanken haben, eifersüchtig sein? Wenn ich es recht sehe, löst sich dieses Problem des Bilderverbotes dadurch, dass dieser Gott sich selbst bekannt macht und Bilder von sich anbietet - das heißt, wir selbst sind dem enthoben, uns Bilder von Gott zu konstruieren. Gott macht sich uns bekannt, er offenbart sich uns - als Person, und nicht etwa als eine Idee, ein Prinzip. Das möchte ich belegen.

Wenn wir im Neuen Testament die Aussage finden: „Ich will meinen Mund in Gleichnissen auf tun, will Dinge verkünden, die verborgen waren von Grundlegung der Welt an“ (Matthäus 13,35), dann wird hierin die Initiative Gottes zum Ausdruck gebracht. Er selber wendet sich an uns: „Ich will ...“ Noch deutlicher wird das in der Einleitung des Briefes an die Hebräer: „Nachdem Gott vorzeiten zu vielen Malen und auf vielerlei Weise zu den Vätern geredet hat durch die Propheten, hat er am Ende dieser Tage zu uns geredet durch den Sohn, den er zum Erben von allem eingesetzt hat, durch den er auch die Welten gemacht hat, der, weil er Abglanz seiner Herrlichkeit und Ebenbild seines Wesens ist und das Weltall durch sein machtvolles Wort trägt, sich zur Rechten der Majestät in den Höhen gesetzt hat, nachdem er die Reinigung von den Sünden vollbracht hatte.“ Damit sind wir am zentralen Punkt angelangt und haben die vollständige Antwort auf die Frage nach dem Bilderverbot: Offensichtlich will Gott selbst uns ein Bild von sich geben - wenn Sie

wollen, ein „Modell“, nämlich in der Person Jesu Christi. Und hier wird nun interessanterweise nicht mehr von Eidolon geredet, sondern von „Eikon“ (Sie kennen das von Ikonen, was soviel wie Abbild, Ebenbild, Urbild heißt) oder vom Fleisch gewordenen Wort. Also Ausdrücke, die wir modern, fast naturwissenschaftlich, so interpretieren könnten, dass Gott uns ein Bild von sich in unseren Kategorien von Raum, Zeit und Materie gibt, indem er zu einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte an einem bestimmten Ort Mensch wurde und von diesem behauptet, er sei ein Bild von ihm, in dieser Person könnten wir ihn erkennen.



»Nachdem Gott vorzeiten zu vielen Malen und auf vielerlei Weise zu den Vätern geredet hat durch die Propheten, hat er am Ende der Tage zu uns geredet durch den Sohn« (1. Hebräer 1,2). »Er ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes« (Kolosser 1,15). »(Er ist) Abglanz seiner Herrlichkeit und Ebenbild seines Wesens« (Hebräer 1,3).

Bild 4: *Das Bild, das Gott selber gibt*

In unserem Schema, Bild 4, müsste das vielleicht so aussehen, dass - anders als in allen bisherigen Modellbildungen - Modellsubjekt und Modellobjekt identisch sind. Der Charakter der Information ist hier das, was wir Offenbarung nennen. Es gibt gewissermaßen ein zweites Modellsubjekt, den erkennenden Menschen, der an dem von Gott selbst geschenkten Modell das Original ebenbildhaft erfahren kann.

Wenn Sie bis hierher gefolgt sind, so werden Sie nun auch die naheliegende Konsequenz

mitvollziehen können: Wenn ich über das Modelloriginal, also hier über Gott, etwas erfahren will, dann muss ich - wie ich das in den Naturwissenschaften gewohnt bin - das Modell studieren, mich mit dem Modell beschäftigen. Oder, besser gesagt in Erinnerung an das, was wir schon im zwischenmenschlichen Bereich erkannt haben: Ich muss diesem Jesus begegnen, mich auf ihn einlassen. Der Begriff des Bildes und Modells wird hier natürlich gesprengt, denn wir bekommen es ja mit einer lebendigen Person zu tun und nicht mit einem Regelkatalog oder einer Philosophie über Gott.

Lassen Sie mich zum Schluss noch einige wenige Aussagen dieses Jesus Christus herausgreifen, die das Gesagte bekräftigen. So sagt er einmal im Kreis seiner Schüler Johannes (14,7-10): „Wenn ihr mich erkannt habt, werdet ihr auch meinen Vater erkennen. Und jetzt schon kennt ihr ihn und habt ihn gesehen... Die Worte, die ich euch sage, rede ich nicht von mir aus; der Vater aber tut seine Werke, indem er bleibend in mir ist.“ Hier wird uns unmissverständlich gesagt, dass Gott an seinen, Jesu Handlungen und Reden erfahren werden kann. Außerdem wird uns hier ein weiteres hilfreiches Bild von Gott gegeben, nämlich das des Vaters. Ein Bild also, das etwa zu tun hat mit Zuwendung, mit Güte, Erbarmen, Vertrauen, aber auch mit Autorität, Gehorsam, Vorbild. Denken Sie an das Bildgleichnis vom „Verlorenen Sohn“: Der Vater, der hier dem heimkommenden Sohn entgegensteht, ist wohl die deutlichste Veranschaulichung dessen, um was für einen Vater es sich hier handelt.

Eine weitere sehr markante Aussage des christlichen Glaubens ist das Wort Jesu (Johannes 14,6): „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, außer durch mich.“

Wir finden wieder das Bild des Vaters. Und dann die unmissverständliche und so anstößige Aussage: „Ich bin der Weg« - nicht einer von vielen Wegen zu Gott, nein – der Weg. Wir treiben ja nicht nur Naturwissenschaften, also ob es Gott nicht gäbe, wir leben, als ob es Gott nicht gäbe. Wir leben autonom. Und das ist Sünde, „Zielverfehlung“, Schuld. Und Jesus Christus ist der einzige, der durch seinen Tod am Kreuz diese Schuld tilgen konnte und getilgt hat. Deshalb ist er der Weg. Dann: „Ich bin die Wahrheit.“

„Ich bin“, - hier wird nicht einfach richtiges Wissen mitgeteilt, sondern Wahrheit ist an die vermittelnde Person gebunden, eine Person, der ich mich anvertrauen kann. Hier können wir endlich über die wissenschaftliche Funktionswahrheit in ihrer Vorläufigkeit hinausgelangen und uns einer Person-Wahrheit anvertrauen, welche die Geborgenheit geben möchte, die wir in unseren wissenschaftlichen Wahrheiten nicht finden.

„Ich bin das Leben.“ Jesus Christus garantiert das eigentliche Leben, dasjenige Leben, das auch über den leiblichen Tod hinaus besteht.

„Ich bin“, das ist ein Wort, das für jüdische Ohren damals noch viel anstößiger war als für uns heute. Denn dieses „Ich bin“ war eine Formulierung im Hebräischen, die nur Gott zustand. Wer also so formulierte, behauptete von sich, er sei Gott!

Erst wenn wir so die Brisanz dieser Aussage ganz vor Augen haben, können wir ihre volle Tragweite ermessen, und es stellt sich natürlich die Frage: Steckt da etwas dahinter, oder ist das einfach eine leere Aussage, sind das ungedeckte Bilder? Jesu Antwort kommt auf eine ganz und gar überraschende Art und Weise. Uns, die wir gewohnt sind, am grünen Tisch zu entscheiden, Für und Wider aufzulisten und abzuwägen, wird im Johannesevangelium ein ganz anderes

Wahrheitskriterium genannt, an dem wir die Richtigkeit seiner Botschaft prüfen sollen (Johannes 7,17): „Wenn jemand Seinen (des Vaters) Willen tun will, wird er erkennen, ob die Lehre aus Gott ist, oder ob ich von mir aus rede.“ Hier wird der Wahrheitscharakter an den Vollzug und nicht an eine Theorie gebunden. Hier werden wir aufgefordert, zunächst etwas tun zu wollen. Erst dann - so wird uns zugesagt - kommen wir zur Erkenntnis. Sie können auch sagen, hier wird eigentlich eine experimentelle Methode nahegelegt: Probiere es einmal mit diesem Gott, lebe mal so, als ob es ihn gäbe, und sieh zu, ob sich dann die Zusage erfüllt, dass etwas dahintersteckt.

Weiter lässt sich nun nicht mehr viel argumentieren, dieses muss man ausprobieren. Da bleibt kein Platz mehr für distanzierendes, modellhaftes, objektivierendes Denken: Wenn es einen Gott gäbe, dann müsste er... dann dürfte er nicht... Genau das wird uns hier abgeschnitten, und wir werden statt dessen zum Engagement eingeladen. „Wenn jemand Seinen Willen tun will, wird er erkennen ...“, so wird uns gesagt.

Was aber heißt das, Gottes Willen tun? Wenn Sie an das Bild des Vaters denken, so könnte man antworten: Wir sind aufgefordert, die väterliche Zuwendung Gottes zu erwidern und unser ganzes Leben zu einer Antwort auf seinen Anruf zu machen. Die Bibel nennt das schlicht „Gott lieben“ (Lukas 10,27). „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Denken, und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Wohl gemerkt, auch mit unserem ganzen Denken! Das heißt, „Gott lieben“ ist keine Sache, die nur das Gefühl angeht. Heute würden wir vielleicht formulieren: Dieser Gott will unsere ganze Person, unsere ganze Existenz.

Heisenberg hat einmal gesagt: „Glauben heißt immer: Dazu entschieße ich mich, darauf stelle ich meine Existenz.“ Anstatt „Gott lieben“ könnten wir also auch „an Gott glauben“ sagen, wenn wir Glaube im ursprünglichen Sinne von Vertrauen verstehen. Es geht um das Vertrauen auf Gott, auf den ich bereit bin, meine Existenz zu gründen. In Verbindung mit diesem Zitat erinnert Heisenberg an Kolumbus, der daran glaubte, dass es einen Seeweg nach Indien gibt.

Was war die Folge? Dass er darüber nachsann? Nein, er unternahm etwas, er warf seine Existenz in die Waagschale und machte sich auf die Reise!

Gott lieben, Gottes Liebe erwidern - ja, aber nicht an Jesus Christus vorbei, sondern in ihm, mit ihm. „Darin ist die Liebe Gottes zu uns offenbar geworden, dass Gott seinen einzigen Sohn in die

Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben.“ (1. Johannes 4,9). Jesus Christus ist Herr und zeigt uns im einzelnen, wie sich die Liebe zu Gott konkretisiert. Er lädt uns, jeden einzelnen, zu einem Leben ein, in dem er die Schuldfrage gelöst hat und die vielen anderen Fragen, die Warum- und Wozu-Fragen, nach und nach lösen will.

Schlusswort

Unser Thema hieß, „Ein Physiker spricht über Gott“. Sie können nun fragen: Was hat das alles noch mit Physik zu tun? Ich habe versucht, Ihnen zu zeigen, wie weit die Methodik unserer Wissenschaft trägt. Sie haben gesehen, dass im Fall der Naturwissenschaften die Natur voll objektiviert ist. Ich als Subjekt stelle mich der Natur als Objekt gegenüber. Wir haben in einem zweiten Schritt gesehen, dass diese Methodik bereits im Zwischenmenschlichen nicht mehr funktioniert, weil sich hier zwei gleichrangige Partner gegenüberstehen und das Angemessene nicht die Objektivierung, sondern die Begegnung ist. Einen anderen Menschen lerne ich nicht dadurch kennen, dass ich ihn „seziere“ oder psychologisiere, sondern dadurch, dass ich ihm begegne. Und in einem dritten Schritt habe ich schließlich versucht zu verdeutlichen, dass in der Frage nach Gott das Schwergewicht nun ganz verschoben ist hin zu Gott. Weil Unsere eigenen Bilder nur „Götzenbilder“ - das heißt Zerrbilder, Karikaturen - ergeben würden, wird Gott hier selbst aktiv. Er selbst gibt uns das angemessene Bild, und er selbst fordert uns auf, uns auf ihn einzulassen, und zwar nicht nur intellektuell, sondern ganz. Gotteserkenntnis - und damit Antwort auf die Fragen nach Sinn und Ziel des eigenen Lebens - sind hiernach also nicht zu erreichen auf dem Weg über intellektuelles Wissen. Gotteserkenntnis fordert eine Entscheidung, die meine ganze Person betrifft. Wenn ich mich einmal eingelassen habe auf diesen Gott, dann werde ich feststellen, dass es eine Fülle von weiteren Bildern über diesen Gott gibt. Die Bibel quillt fast über von Bildern. Da ist die Rede vom Brot des Lebens, vom Eckstein und vom Fels, von der Flamme und vom Friedensfürst, vom Hirten und vom König, vom Lamm... Wenn ich es recht sehe, soll durch diese Fülle von Bildern verhindert werden, dass auch unser Gottesbild - etwa als Bild des Vaters - sich wieder verhärtet und einseitig oder starr wird. Diese Bilder sollen uns zeigen, dass Gott größer ist als unser Denken und unsere Vorstellungen von ihm, und sie sollen uns helfen, immer weitere, erstaunliche Seiten dieses großen und lebendigen Gottes zu entdecken.

Ich wünsche Ihnen, dass auch Sie solche Entdeckungen und Erfahrungen machen.